Der Bibliothekar

Monatsschrift für Arbeiterbibliotheken.

Der Bibliothekar erscheint am 1. jeden Monats. Der Abonnementspreis beträgt bei freier Zusendung vierteljährlich 50 Pfg.

Redaktion u. Verlag: Leipzig, Taucher Str. 19-21. Tel. 5721. Insertionspreis der 4gespaltenen Nonpareillezeile 20 Pfg.

Nr. 12 | Leipzig, Dezember 1911 | 3. Jahrg.

Wie ich mich emporlas.

Eins möchte ich vorausschicken, um den freundlichen Leser zu beruhigen: mit Herrn August Scherl und seiner Bibliothek werde ich mich in vorliegender Arbeit nicht befassen, obwohl die Ueberschrift diese Annahme berechtigen würde.

Was ich beabsichtige, ist, die Wege und auch die Umwege aufzuzeichnen, auf denen ich dazu gelangte, aus den Unmassen der Erzeugnisse Gutenbergscher Kunst die Körner von der Spreu unterscheiden zu können.

Ich tue dies nicht etwa deshalb, weil ich mich und meine Entwicklung auf diesem Gebiete für so aussergewöhnlich wichtig hielte, dass die Mitwelt unbedingt davon Kunde erlangen müsste. Der Zweck dieser Zeilen soll nur ein Versuch sein, darzulegen, wie mühselig es oft für den Arbeiter ist, zu wirklich guten Büchern zu gelangen, zu zeigen, wievielen Einflüssen, meist mehr schlechten als guten, der unerfahrene Leser ausgesetzt ist, ehe er wirklich das findet, wonach er sucht. Ueber den Einfluss der Bücher auf den Menschen zu reden, erübrigt sich wohl. Jean Paul, der grosse Humorist, schrieb vor etwa hundert Jahren: „Bücher machen den Menschen weder gut noch schlecht; aber besser oder schlechter machen sie ihn doch." Damit hat er nur ausgesprochen, was wir täglich im Leben beobachten können.

Mein erstes Buch war, wie wohl bei allen, die Fibel, mit deren Hilfe ich in die geheimnisvolle schwarze Kunst eingeführt wurde und mit welcher später durch kurze Lesestücke die ersten Oehversuche des angehenden Lesers in Szene gesetzt wurden.

Der Einfluss, den die Fibel auf mich hatte, ist wohl nützlich zu nennen; aber sonst war er „jenseits von Gut und Böse".

Im dritten Schuljahre bekam ich dann ein Lesebuch, dessen Inhalt ich einfach verschlang. Zuerst die Sagen und Geschichten, alsdann die übrigen Lesestücke. Ebenso verfuhr ich mit den Lesebüchern, die ich in späteren Schuljahren bekam.

Daneben gab es noch die „Biblische Geschichte", deren Geschichten auf mich einen grossen Reiz ausübten. Die Erschaffung der Menschen, das Paradies, die Sintflut, Christi Geburt, Leben und Tod u. a. m., alles noch dazu durch Illustrationen vervollständigt, interessierte mich auf das lebhafteste. Hingegen hatte ich vor dem Katechismus eine wahre Scheu. Hatten die biblischen Geschichten, was dem Kinde nottut, fortschreitende Handlung, so fehlte sie bei dem Katechismus vollständig, und was er enthielt, waren nur abstrakte Dinge.

Ich ging bereits das vierte Jahr in die Schule, als eines Tages uns der Lehrer eröffnete, dass wir von nächster Woche an jeden Sonnabend Bibliothekbücher geliehen bekämen. Wer war froher als ich. Das Lesebuch, die Biblische Geschichte und auch das Liederbuch kannte ich fast in- und auswendig. Als ich dann endlich zum ersten Male mein erstes Bibliothekbuch in den Händen hielt, konnte ich es kaum erwarten, bis ich zu Hause war, um mich in dasselbe zu versenken. Wie es hiess, weiss ich heute nicht mehr; ebensowenig weiss ich die Titel der anderen anzugeben, die ich dann später noch bekam. Es wäre auch nicht gut möglich. Denn da uns jedem jährlich annähernd 40 Bücher ausgeliehen wurden, so gibt das in vier Jahren 160 Bücher. Mitunter tauschten wir unsere Bücher noch untereinander aus und lasen so zwei statt eins in der Woche. Das waren freilich schon Lesewölfe. Aber die gab es, und darunter war auch ich.

Die Rolle der Volksschule innerhalb unseres heutigen Staates ist ja schon oft genügend gekennzeichnet worden. Mit ihr hängt aufs engste zusammen, wie die Bibliotheken derselben zusammengestellt werden. Freilich merkte ich damals noch nicht den Zweck und die Absicht derselben.

Da gab es Sagen, Märchen, Erzählungen und Reisebeschreibungen; sie alle wurden mit der gleichen Gier verschlungen.

Besonders machten wir Jagd auf Sagen oder Geschichten aus den Kriegszeiten. Wenn diese jedoch bereits vergeben waren, so nahm man auch mit anderem vorlieb. Es waren Sagen aus dem Riesengebirge, aus den Alpenländern oder aus dieser oder jener Gegend unseres Vaterlandes. Sie übten länger als ein Jahr hindurch ihre Macht auf mich aus.

Daneben liefen die verschiedensten Erzählungen und Geschichten, von denen mir einige Titel jetzt noch erinnerlich sind: „Rosa von Tannenburg", „Der gute Fridolin und der böse Dietrich", „Der stumme Knecht", „Die Hussiten vor Naumburg", „Wider Pest und Halbmond" und andere mehr.

Sie verfolgten alle mehr oder minder offen eine Tendenz: den Leser patriotisch und christlich zu erziehen.

Der Inhalt dieser Erzählungen war im wesentlichen stets der gleiche. Irgend jemand, oder gleich mehreren, geht es auf der Welt nicht gerade am besten. Sie sind meist arm, was ja die Vorbedingung zum Schlechtergehen für die Menschen ist. Aber je grösser die Not, desto näher ist die Hilfe Gottes, und zum Schlusse löst sich alles wieder in Wohlgefallen auf.

Mit zehn bis elf Jahren geriet ich in den Bann der Schundromane, und zwar ganz ohne mein Zutun. Mit neuneinhalb Jahren verlor ich meine Mutter. Wir Kinder wurden unter die Verwandten aufgeteilt. Ich kam zu den Grosseltern. Der Grossvater arbeitete in einer Zuckerfabrik; die Grossmutter suchte dadurch, dass sie Leute in Kost und Logis aufnahm, den Verdienst des Grossvaters zu ergänzen. An den langen Winterabenden wurde allerlei Allotria getrieben, denn die Leute, die bei den Grosseltern logierten, waren durchweg noch jung. Eines Tages jedoch brachte der Grossvater ein grosses dickes Buch, über das er sich ausserordentlich lobend aussprach, und noch am selben Abend wurde mit der Lektüre des Buches begonnen. Wir sassen ringsum in der Stube und lauschten den Worten des jungen Glasarbeiters, der ein wirklich guter Vorleser war.

Die Grosseltern, ich und auch die übrigen Logierleute hörten gespannt zu, was das Buch über die verwegenen Heldentaten und Bravourstückchen des berüchtigten Räuberhauptmannes Rozsa Sandor zu berichten wusste. Ich und wohl auch die anderen

nahmen dies alles für bare Münze, denn es war ja gedruckt, stand schwarz auf weiss, ergo musste es wahr sein! Die Tage wurden mir fast endlos, und kaum konnte ich es erwarten, bis wir abends mit dem Essen fertig waren und das Vorlesen weiterging.

Die Folge davon war, dass ich noch furchtsamer wurde, als ich es durch das Lesen der Sagen, Gespenster und Geistergeschichten geworden war. Ich fürchtete mich, sobald es dunkel wurde, auf den Hausflur zu treten, denn wie leicht konnte dort solch ein verwegener Geselle, wie der Rozsa Sandor, Posto gefasst haben, um mich aufzulauern! Trotzdem bedauerte ich, als das Buch zu Ende gelesen war, dass das Vergnügen nicht länger währte.

Zur selben Zeit erhielt ich von meinem Vater ein grosses Buch mit der Aufforderung, es zu lesen. Es war Vogts „Illustrierte Weltgeschichte". Der Wille und die Absicht meines Vaters mochten noch so gut gewesen sein, mir war das Buch damals noch unverständlich. Der Verfasser hatte in seinem Werke mehr Gewicht auf die Kulturarbeit der Völker gelegt als auf die Raubzüge der Könige unter- und miteinander. Mir jedoch waren die Kulturstufen, auf denen die Chinesen, Aegypter, Perser, Römer und Griechen standen, höchst gleichgültig, ebenso die Taten ihrer Helden. Ich kannte nur einen Helden, und das war der Räuberhauptmann Rozsa Sandor.

Bald jedoch geriet ich unter den Einfluss einer ganz anders gearteten Literatur. Der jüngste Bruder meines Vaters wohnte noch bei den Grossellern. Er war Glasmacher und als solcher dem Verband der Glasarbeiter beigetreten. Er brachte jeden Sonnabend das Verbandsorgan „Der Fachgenosse", aus welchem ich ihm stets vorlesen musste. Ausserdem brachte er auch die „Glühlichter", für die ich mich wegen der bunten und sonderbaren Bilder interessierte. Hier stiess mir zum ersten Male deutlich der Unterschied auf zwischen den Arbeitern und den Reichen. Ich lernte nun schon die Kämpfe kennen, die zwischen dem Kapital und der Arbeit geschlagen wurden, denn der „Fachgenosse" berichtete fast in jeder Nummer von Massregelungen und Lohnkämpfen. Den Spott in den „Glühlichtern" vermochte ich noch nicht zu begreifen, doch ahnte ich denselben. Noch manche Broschüre fiel mir in die Hände, deren Titel ich wieder vergessen habe, von deren Inhalt aber doch damals hin und wieder einmal etwas in meinem Hirn haften blieb. Ich hatte sogar schon über die Französische Revolution gelesen und nahm mit all der Begeisterung, deren ein zwölfjähriges Knabenherz fähig ist, für die Revolutionäre Partei. Das geknechtete und ausgesogene Volk, das sich gegen seine Peiniger aufbäumte, war mir verständlicher für mein Empfinden als alle jene Geschichten unserer Schulbibliothek, die nur ein gottergebenes Sichdreinfügen gelten lassen wollten.

Doch kam mir diese Tatsache noch nicht voll zum Bewusstsein. Erst einige Zeit später geschah auch dieses.

In der Schule hatte ich ein Bibliothekbuch erhalten, dessen Inhalt die Geschichte zweier feindlicher Brüder war. Natürlich war der eine gut, der andere böse. Zudem waren sie aus einer altadeligen Familie und wohnten auf dem Erbsitze derselben, irgendwo in Frankreich. Die Revolution, die nun während des Verlaufes der Erzählung ausbricht und die auch die Erhebung der Bevölkerung auf dem flachen Lande nach sich zieht, bringt nun die Brüder in arge Bedrängnis. Ihr Schloss wird überfallen. Seine Insassen jedoch haben sich rechtzeitig zum Widerstande gerüstet, und die Angreifer finden eine üble Aufnahme. Einem alten Onkel, der ehemals Offizier in der Armee gewesen war, legte nun der Verfasser jener Erzählung Beschimpfungen der Revolutionäre in den Mund, wie Hunde, Schurken, Gauner, Diebsgesindel, Mordbrenner, Räuber usw. Die angeblichen Greueltaten derselben in Paris werden von dem alten Onkel den beiden Brüdern erzählt, während das Volk vor dem Schlosse sich zum Angriff rüstet.

Die Brüder versöhnen sich, der böse gelobt, ein anderer Mensch zu werden, den Umsturz zu bekämpfen und treu zu Gott und Kaiser halten zu wollen.

Der Angriff auf das Schloss erfolgt. Die Insassen desselben sind nahe daran, zu unterliegen. Doch „wo die Not am grössten, ist Gottes Hilfe" usw. Die Kommune in Paris ist inzwischen gefallen, und es ist Militär im Anrücken, um auch auf dem Lande Ordnung und Ruhe herzustellen. Das Schloss wird befreit, das heisst, das Militär jagt und schiesst die Rebellen auseinander. Es folgen noch Schimpfereien des alten Onkels und des Befehlshabers der Truppen über die Rebellen, und die Geschichte hat ihr Ende erreicht.

Für mich hatte sie aber das Gute, dass sie mir die Augen öffnete. Die Beschimpfungen, wie Janhagel, Pöbel, mit denen das Volk belegt wurde, vor allem aber die verlogene und verdrehte Art, mit der die Revolution als Inbegriff aller Gemeinheit geschildert wurde, zeigte mir deutlicher, als es irgend jemand vermocht hätte, den Zweck, den die Volksschulbibliotheken zu erfüllen haben. Ich gelobte mir, nie wieder ein Buch aus der Schule zu leihen, und habe es auch gehalten.

Dadurch hatte ich nun eine Menge freie Zeit, die ich sonst mit dem Geschichtenlesen totgeschlagen hatte, übrig, doch fand ich bald Verwendung für sie. Unter den Büchern meines Vaters war eines, das mich in doppelter Beziehung interessierte. Einmal der wunderbare Titel, es hiess „Das Evangelium der Natur", und dann waren eine Menge Bilder darin. Dieses Buch fing ich nun zu lesen an. Es war naturwissenschaftlich und leichtverständlich geschrieben. Ein Gelehrter hatte einen Kreis wissbegieriger junger Leute um sich versammelt und erzählte ihnen von der Astronomie, Chemie, Physik, Biologie usw.

Das ganze Buch interessierte mich lebhaft, obwohl ich noch nicht alles verstehen konnte. Am meisten jedoch nahm mich jener Teil des Buches in Anspruch, der die Astronomie behandelte. Die Wunder des Weltalls, von denen der Gelehrte seinen jungen Leuten erzählte, waren von überwältigendem Eindruck auf mich. Die aber Tausende von Weltkörpern, alle in ihren regelmässigen Bahnen kreisend und alle Tausende und Millionen von Kilometern und Meilen voneinander getrennt. Und der Weltraum — unendlich! Dieser Gedanke der Unendlichkeit, der Unbegrenztheit der Raumes machte mich fast verrückt. Dann aber stieg in mir die Frage auf, wo denn eigentlich der Himmel sei; und gar der — liebe Gott! Den Himmel hatten die Astronomen mit ihren Fernrohren zerstört; dort über den Sternen war er nicht, konnte er nicht sein.

Aber wo war denn Gott? Bald versuchte ich, jede Existenz Gottes in Abrede zu stellen; denn, war nicht alles durch die Naturgesetze geregelt und geordnet, so dass das Vorhandensein eines „lieben Gottes" höchst überflüssig erscheinen mochte? Dann aber war wieder die Frage offen: Woher dies alles? Und ich konnte nicht anders, als Gott, den ich erst von seinem Throne gestürzt hatte, wieder in allen Ehren auf denselben zu setzen. Aber eins war mir klar geworden: der Gott, von dem man uns in der Schule lehrte, er habe die Welt durch sein blosses Wort geschaffen und Adam mit seinen Händen aus Lehm geknetet, wie ein Bildhauer den modelliert, dieser war es nicht und konnte es nicht sein. Aber wer war dieser wahre Gott und wie? Das, was im Buche darüber stand, konnte mich nicht befriedigen. Es war keine Antwort, wie ich sie haben wollte. Ausserdem waren die Anschauungen der Religion, in der ich nun schon seit sechs Jahren unterrichtet worden war, zu tief in mir eingewurzelt, als dass ich sie hätte mit einem Male aufgeben können. Es dauerte noch Jahre ehe ich soweit gelangte, obwohl ich von Haus aus nicht religiös erzogen wurde.

Ich hatte bis dahin die fünfklassige Volksschule absolviert und ging in den ersten Jahrgang der Bürgerschule, aus dem ich in den zweiten aufrücken sollte. Durch den Umzug (der Vater hatte sich anderwärts Arbeit suchen müssen) kam es jedoch nicht soweit, und ich kam in eine fünfklassige Volksschule zurück, da an diesem Orte keine Bürgerschule war. Unter den Schülern der fünften Klasse, in die ich nun kam, lernte ich eine neue Sorte von Literatur kennen. Die Indianergeschichten. Es waren dies kleine Hefte in der Grösse

der Reclam-Bändchen. Auf den grellfarbigen Umschlägen waren Szenen aus dem Inhalte der Hefte abgebildet, bei denen es meist um Leben und Tod ging. Sie wurden heimlich gelesen, denn die Lehrer machten Jagd auf diese Hefte. Ein jeder Schüler besass mehrere solcher Hefte, und jeder Heller wurde gespart, um neue kaufen zu können. Auch tauschten sie dieselben untereinander aus. Was der eine nicht hatte, hatte gewiss ein anderer. Ich las diese Hefte ebenfalls. Erst mehr aus Neugierde, später jedoch hatte ich mich daran gewöhnt und mochte sie nicht missen. Doch kaufte ich mir kein einziges dieser Hefte, denn ich hatte deren Wertlosigkeit trotzdem erkannt und griff nur zu ihnen, weil ich eben nichts besseres hatte.

Daheim las ich die sozialdemokratische Zeitung, die der Vater abonnierte, und lernte so Bellamys „Rückblick aus dem Jahre 2000" kennen, kurze Zeit darauf Zolas „Germinal". Während in dem einen Romane die Welt geschildert wurde, wie sie sein könnte, war sie in dem anderen geschildert, wie sie tatsächlich ist. Der letztere machte auf mich einen grossen Eindruck, weil ich mit dem Leben der Arbeiter in den Bergwerken und im allgemeinen vertraut war. Es überraschte mich freudig, dass sich Männer, die Schriftsteller sind, der Unterdrückten annehmen und ihren Leiden und Qualen durch ihre Werke Ausdruck verleihen. Ich hätte gern noch mehr von Zola gelesen, aber ich wüsste nicht, wie ich zu seinen Büchern kostenlos kommen könnte, der Vater besass sie nicht und hätte sie auch schwerlich kaufen können. Erst einige Jahre später ging mein Wunsch in Erfüllung. Bei dieser Gelegenheit möchte ich einige Worte über die „Unsittlichkeit" Zolas verlieren, von der philisteriöse Leute so viel Geschrei machen. Als ich den Roman „Germinal" las, war ich dreizehn Jahre alt. Was mich verlangen liess, noch mehr von Zola lesen zu können, war nicht etwa, dass ich besonderen Gefallen gefunden hätte an einigen allzu deutlichen Stellen. Das hatte ich alles die Jahre her schon selbst gesehen und erlebt. Die Umgebung, in der ich von meinem zehnten Lebensjahre an aufwuchs, war fast das Milieu, das Zola in diesem Buche behandelte. Weniger der Inhalt war mir neu, als die Form, in die er gebracht war.

Ungefähr zur gleichen Zeit begegnete ich wieder den Räuberromanen. Eine meiner Tanten hatte einen Glasarbeiter geheiratet, und einige seiner Kollegen wohnten bei ihm als Untermieter. Sie lasen dort eifrig Romane, die von Kolporteuren allwöchentlich heftweise gebracht wurden. Ich verkehrte dort häufig und fand so Gelegenheit, auch diese Hefte zu lesen. Doch tat ich es nicht mehr wie damals mit „Rozsa Sandor" und nahm nicht mehr alles, was gedruckt war, für bare Münze, sondern gefiel mir in der Rolle des Kritikers, indem ich den ganzen Unsinn, der darin stand, als solchen den Untermietern meiner Tante zu zeigen suchte. Da kam ich aber schön an! Die „Romane", die ich so kennen lernte, hiessen „Schinderhannes" und „Der bayrische Hiesel" und glichen untereinander wie ein Ei dem anderen. Dieselben Heldentaten, dieselben Verbrechen und Liebesabenteuer! Und alles war mir nicht mehr neu. Ich hatte das alles schon beim Vorlesen des „Räuberhauptmann Rozsa Sandor" zu hören bekommen.

Derselbe Inhalt, nur andere Namen! Zu Hause hatte der Vater einige Bände einer sozialistischen Zeitschrift, „Die Zeitschwingen", durch die ich einigermassen in die Gedankengänge des Sozialismus eingeführt wurde. Ich habe sie mehr als zweimal durchgelesen, denn mit ihnen war alles für mich Verständliche, was unter Vaters Büchern war, erschöpft. „Kraft und Stoff", von Büchner, gingen mir über den Horizont. Auch die anderen ähnlichen Bücher.

Unterdessen musste ich die Schule verlassen. Ich war nun vierzehn Jahre alt und musste von früh bis abends in der Ziegelei, in der der Vater schaffte, arbeiten. Meine Lektüre beschränkte sich auf die Zeitung und ein monatlich erscheinendes Unterhaltungsblatt, das von der Partei herausgegeben wurde und noch jetzt erscheint („Rudé Kvety" in Prag). Da wochentags wenig oder gar keine Zeit zum Lesen war, so wurde der Sonntag dazu benutzt. Doch auch da war die Zeit nicht lang, denn selbst Sonntags ruhte die Arbeit nicht ganz.

So ging es etwa zwei Jahre lang, bis ich der Ziegelei und dem Elternhaus den Rücken kehrte und anfing, auf eigene Faust zu leben. In der Glasfabrik hatte ich Arbeit gefunden. Sie bestand darin, die Flaschen aus den Kühlöfen, nachdem sie dort etwa vier Tage langsam abgekühlt werden, herauszuschaffen. Jede Kolonne (zwei Mann und ein Mädchen) hatte zwei Oefen auszuleeren. War die Arbeit getan, so war Feierabend. War die Kolonne gut eingearbeitet, was bei uns der Fall war, so konnte sie schon mittags mit der Arbeit fertig sein und nach Hause gehen, nachdem sie früh um 6 Uhr angefangen hatte. Ich hätte nun Musse genug gehabt, um zu lesen, jedoch ich hatte nichts, ausser der Zeitung. Dann und wann fiel mir ein alter Kalender in die Hände, den ich zwar las, dessen Inhalt mich jedoch nicht befriedigen konnte.

Eines Tages las ich an der Fabrikmauer ein rotes Plakat, das junge Leute aufforderte, am nächsten Sonntag in dem näherbezeichneten Lokale zu erscheinen, um einen Jugendbildungsverein zu gründen. Der Verein kam zustande, und ich wurde Mitglied und fand nun was mir bisher gefehlt hatte in vollstem Masse. Bald wurde ich zum Bibliothekar gewählt und hatte nun einen Schrank voll Bücher zu verwalten! Unter den Büchern, die uns von der Partei überwiesen wurden, befanden sich unter anderm Goethes, Schillers und Heines Werke in mehrbändigen Ausgaben. Diese interessierten mich besonders, und Heine am meisten. In der Schule hatte ich von Heine ganze zwei Gedichte kennen gelernt: die „Lorelei" und jenes Gedicht vom babylonischen König, der Jehova lästert und zur Strafe noch in derselben Nacht von seinen Knechten umgebracht wird. Ich hatte mir infolgedessen Heine als einen religiösen Dichter vorgestellt.

Ich ging noch in die Schule, als ich Heines „Du hast Diamanten und Perlen" zum ersten Male in einem Liederbuche las und konnte es mir nicht zusammenreimen, wie es kam, dass ein und derselbe Dichter beide Gedichte geschrieben hat. Hätte ich freilich damals schon den Sinn seiner „Lorelei" erfassen können, so hätte ich es eher begriffen.

Später jedoch hatte ich in sozialdemokratischen Zeitungen oft Zitate aus Heine gelesen, ganze Gedichte sogar, die in einem sonderbaren und scharfen Widerspruch zu dem religiösen Gedichte „Belsazar" standen und die mir den Dichter Heine noch interessanter machten, weil ich, das Wenige ausgenommen, so gut wie gar nichts wusste. Daher griff ich zuerst nach Heines Werken, um mich über den Dichter zu orientieren, und las die Biographie stehend vor dem offenen Schranke. Es war wochentags nachmittags, und das Vereinszimmer, in welchem sich der Bücherschrank befand, war leer. Mich störte niemand. Nachdem ich die Biographie gelesen hatte, fing ich hier und dort ein Stück zu lesen an, und ich merkte, wie grundfalsch meine Vorstellung war, die ich mir von diesem Dichter gemacht hatte. Es kam mir fast wie eine Beleidigung vor, die ich ihm zugefügt. Je länger und mehr ich in seinen Werken las, desto mehr begriff ich, warum man uns in der Schule nicht mehr von diesem Dichter zugänglich machte, als gerade die „Lorelei" und „Belsazar". Seine Werke atmeten einen ganz anderen Geist als den, in welchem man die Jugend des Volkes zu erziehen bemüht war. Darum hatte man ihn uns unterschlagen. Nicht einmal ein Hinweis darauf, dass er überhaupt einmal gelebt hat; der Mann, der zu den besten der deutschen Dichter zählt.

Ich aber war von dem glänzenden geistreichen Stil seiner Prosa fasziniert, und seine Gedichte wie seine ganzen Werke waren für mich geradezu eine — Offenbarung. In der Fabrik arbeitete ich fieberhaft, um nur so schnell wie möglich mit der Arbeit fertig zu werden und mich weiter mit Heine befassen zu können. Kaum dass ich mir Zeit zum Essen nahm. Binnen vier Wochen hatte ich so die Werke durchgelesen. Ich lebte wie im Traume. Noch ganz im Banne seiner Liebeslieder, konnte ich mich auf der

anderen Seite des tiefen Eindruckes nicht erwehren, den seine politischen Schriften auf mich machten, und nicht zuletzt auch das tragische Ende dieses Dichters.

Nachdem ich mit Heine bekannt geworden war, griff ich nach Goethe und Schiller. Allenn in mir regte sich der Verdacht wie bei Heine, man könnte aus denselben Gründen dieselbe Methode bei diesen beiden Dichtern angewendet haben. Denn was wir von Schiller und Goethe in der Schule zu hören bekamen, war blutwenig und stand in keinem Verhältnis zu den dicken Bänden, die ihre Werke füllten.

Ich fing zunächst bei Goethe an. Für die Gedichte hatte ich weniger Interesse und legte sie für später zurück. Mit „Götz von Berlichingen" fing ich an. Dann kam der „Faust" an die Reihe.

Ich habe oben bereits von den Zweifeln gesprochen, die mich bezüglich der Existenz eines Gottes plagten. Diese Zweifel wurden bei der Lektüre des „Faust" wieder munter. Für mich war „Faust" kein Theaterstück, kein Drama, das dazu bestimmt ist, die Zeit totzuschlagen, es war ein Erlebnis für mich. Was Faust fühlte, hatte ich bereits auch schon gefühlt, und suchte, ebenso wie er, nach einem Ausweg, nach Erkenntnis. Lebte und fühlte ich auch alles, was Faust sprach und tat, mit, so hatte ich trotzdem meine helle Freude an Mephisto und seinen Bosheiten.

Ich fand in Faust was ich suchte, den Ausdruck dessen, was mich bedrängte und das auszusprechen mir der Ort fehlte. Zudem fand ich eine Lösung des Gottesproblems und hielt vor Erregung den Atem an, als ich zu der Stelle kam, da Faust zu Gretchen spricht:

Wer darf ihn nennen
Und wer bekennen:
Ich glaub ihm!
Und wer emplinden
Und sich unterwinden,
Zu sagen:
Ich glaub ihm nicht usw.

Im übrigen ging es mir mit Goethe und später mit Schiller genau wie es mir mit Heine ergangen war. Je mehr ich mich in ihre Werke hineinlas, desto mehr begriff ich, warum man sie uns in der Schule vorenthielt. Ich will nicht etwa verlangen, dass in der Schule der ganze Goethe, Schiller oder Heine durchgenommen wird, aber mehr als man bisher in den Schulen der Armen von den grossen Geistern des Volkes gelehrt hat, dürfte es schon sein, denn weniger ist nicht mehr möglich.

Innerhalb eines Winterhalbjahres (Anfang November wurde der Verein gegründet) hatte ich Heine, Goethe und Schiller gelesen.

Letzterem verdanke ich auch eine vornehme Bekanntschaft; ich lernte einen Herrn Th. v. Or. kennen. Das kam so. Eines Tages erklärte unser Vorsitzender in einer Ausschusssitzung, dass sich ein Herr Lehrer von der dortigen Handelsschule erbötig gemacht habe, in unserem Verein einen Vortrag zu halten. Wir akzeptierten natürlich den Vorschlag, und der Vortrag fand bald darauf statt, und zwar über: „Friedrich Schiller, Dichter der Freiheit". Der Vortrag gefiel mir soweit ganz gut, bis auf eines: der Vortragende führte aus, dass, obwohl Schillers Ideal die Freiheit sei, er sich doch, wenn er heute noch lebte, schwerlich mit den Sozialdemokraten einverstanden erklären könnte, und die Sozialdemokraten wären wohl die ersten, die ihn (Schiller) als einen Spiessbürger bezeichnen würden. Als Beweis führte er das Lied von der Glocke an, das ein Loblied sei auf die bürgerliche Familie, deren Feinde die Sozialdemokraten wären. Kurze Zeit vorher hatte ich mit der Lektüre Schillers begonnen; trotzdem glaubte ich, Schiller besser zu verstehen, als der Referent es ausgelegt hatte. In der Diskussion trat ich ihm entgegen und erklärte, Schiller müsste, wenn er konsequent sein wollte, ein Sozialdemokrat sein. Der Ansicht des Referenten und seinem Beweise stellte ich Schillers Refrain aus dem Lied an die Freude:

Seid umschlungen Millionen,
Diesen Kuss der ganzen Welt

entgegen. Internationaler könne kein Sozialdemokrat mehr sein, meinte ich. Ausserdem verwies ich ihn auf den Marquis Posa im „Don Carlo" und den Tell.

Mit meinen Ausführungen schien ich dem Referenten imponiert zu haben; er kam nach der Diskussion zu mir und liess sich zu einem Gespräch mit mir herab, in dessen Verlauf er mir seine Bibliothek zur Verfügung stellte, ein Vorschlag, den ich freudig und dankbar annahm. Ich besuchte ihn häufig in seiner Wohnung, um mir Bücher zu holen oder mit ihm über allerlei zu reden. Ich hätte diesen Mann nicht erwähnt, wenn er nicht für einige Jahre hindurch seinen Einfluss auf mich ausgeübt hätte. Wir wurden gute Freunde. Er, von Beruf Lehrer, mit einer gehörigen Dosis Idealismus ausgestattet, kam mir und auch anderen jungen Leuten in meiner Lage mit Verständnis entgegen.

Von den Büchern, die er mir geliehen hat, waren Grillparzers Werke die ersten. Weiter kam ich mit den Dichtern nicht mehr, weil ich wegen eines Konfliktes mit dem Betriebsleiter der Fabrik, in der ich arbeitete, die Arbeit verliess und von Aussig, wo ich bislang war, nach Dresden fuhr, wo ich wieder in der Glasfabrik Arbeit fand. Noch ehe ich von Aussig fortfuhr, nahm ich an einem Kursus teil, der von den Arbeiterorganisationen des Ortes veranstaltet wurde und zu welchem ein leibhaftiger Professor aus Prag verpflichtet worden war. Das Thema war: Die Entstehung des Weltalls. Am Tage vor meiner Abreise fand der letzte der sechs Abende statt. Aber was ich anfangs nur gefühlt, später im „Faust" ausgesprochen fand, vernahm ich aufs neue aus dem Munde eines Universitätsprofessors, dass man an den biblischen Gott glauben könne, doch habe man für ihn keine konkreten Beweise.

Von Dresden aus korrespondierte ich lebhaft mit Herrn v. Or., der mir von Zeit zu Zeit Bücher schickte. Unter anderem von Hugo Berisch: „Tom Pratt", von Smile: „Selbsthilfe", und eine Gedichtsammlung: „Vom goldnen Ueberfluss", die er mir schenkte. Er besuchte mich sogar in Dresden, wo er über mein ungesundes Aussehen, das durch die Arbeit in der Fabrik verursacht wurde, erschrak. Auf sein Zureden liess ich die Fabrikarbeit und ging aufs Land. Freilich nicht als Sommerfrischler, sondern als Arbeiter.

Herr v. Or. hatte Beziehungen zu einem Herrn, der den Doktorhut und ein Rittergut in Thüringen besass. Ausserdem hatte er auf dem Gute ein Landerziehungsheim errichtet, das er selbst leitete und das von 150 bis 180 Zöglingen frequentiert wurde. Es waren Söhne sehr reicher Leute, denn Pension und Schulgeld beliefen sich auf 1500—2000 Mk. für einen Zögling. Lesen konnte ich nun soviel ich wollte, das heisst, Bücher hätte ich, soviel ich nur gewollt hätte, bekommen, von den Schülern, den Lehrern, und vom Direktor selbst. Woran es mir nun mangelte war Zeit. In der Landwirtschaft geht es früh auf und spät zur Ruhe, und zum Lesen blieben nur die Sonntage.

Hier lernte ich Lessing und Lenau kennen, ebenso Fritz Reuter. Ausserdem noch Bruchstücke von Wilhelm Bölsche. Durch ihn und die unmittelbare Berührung mit der Natur lernte ich dieselbe mit anderen Augen betrachten.

Daneben las ich Maxim Gorkis Werke, die mir ein Lehrer lieh.

Dann wieder Chamisso und Eichendorff, zwischendurch wieder eine Menge leichtere Sachen, die die Zöglinge, wenn sie auf Ferien zu Hause waren, aus den Städten mitbrachten, wie Gustav Meyrink, Heinz Torote u. a. m. Ihnen folgte der „Abenteuerliche Simplizissimus" von Grimmelshausen, die „Flöhhatz" von Fischart, das „Narrenschiff" von Brant, die „Jobsiade" von Wilhelm Busch, Friedrich Neumanns „Demokratie und Kaisertum", „Arbeiten und nicht verzweifeln" von Carlyle, Schriften von John Ruskin, Kropotkins Memoiren, W. Hauffs Werke, Shakespeare, Karl Spitteler usw. Die Litanei ist keineswegs vollständig, und es wäre mir nicht möglich, jetzt noch alle Bücher, die ich damals gelesen, mit den Titeln zu bezeichnen. Ebensowenig will ich es hier unternehmen, die Eindrücke der einzelnen Bücher zu beschreiben. Das würde entschieden zu weit führen. Tiefen Eindruck machte jedoch ein

Roman Frenssens: „Hilligenlei", auf mich, den ich von Herrn Th. v. Gr. geschickt bekam. Einige Zeit später las ich Ernst Zahns „Albin Inderpant" mit Interesse. Jeremias Gottheils „Uli, der Knecht" gefiel mir nicht in seiner Tendenz, jedoch fand ich Gefallen an seinen Schilderungen von Land und Leuten.

So ging es drei Jahre lang, bis ich mich auf weitere Wanderschaft begab.

Auf meinen Wanderfahrten gelangte ich nach dem Harz, wo ich mich in Ilsenburg längere Zeit aufhielt, um den Brocken, auf dem ein Teil des „Faust" sich abspielte, zu besuchen. Dass ich dabei lebhaft an Heine erinnert wurde, ist selbstverständlich. Das war im Sommer 1907. Im Herbste desselben Jahres fand ich in Mettingen, einem Orte zwischen Osnabrück und Rheine (im Kreise Tecklenburg), Arbeit. Die Bewohner des Ortes, überhaupt jener Gegend, sind überfromme Leute. Als ich den ersten Sonntag nicht zur Kirche ging, sah man mich durch die Finger an. Als ich jedoch am anderen Sonntag abermals nicht in die Kirche ging (was nach meiner Schulentlassung das erstemal gewesen wäre), hatte ich zwei Tage darauf den Besuch des Geistlichen zu verzeichnen.

Es dauerte nicht lange, und wir waren im eifrigsten Disputieren. Er versuchte mich in den Schoss der allein seligmachenden Kirche zurückzubringen und drohte mir mit der ewigen Verdammnis, wenn ich verharre. Ich konnte mich eines Lächelns nicht erwehren und gab ihm zur Antwort, dass ich weder an die Hölle, noch an den Himmel glaube. Ob ich an Gott glaube? Ja und nein, antwortete ich. Der Herr Kaplan empfahl sich und kam nach einigen Tagen wieder in Begleitung seines Herrn Amtsbruders, des Pfarrers. Nun wollten die Debatten erst recht kein Ende nehmen. Bald sprachen wir über Geschichte, bald über Philosophie, Astronomie und Naturwissenschaft. Vor letzterer hatten sie eine heilige Scheu. Sie kamen noch oft wieder, und mir machte die Sache Vergnügen. Hatte ich doch all die Jahre her nicht umsonst gelesen. Jetzt konnte ich meine Kenntnisse, mochten sie auch noch lückenhaft sein, gegen meine Widersacher ins Feld führen. Sie brachten sogar eines Tages ein dickes Buch. Es waren die Welträtsel, nicht etwa von Häckel, sondern vom Pater Tillmann Pesch, und, nachdem wir genügend debattiert hatten, gingen sie wieder und liessen mir das Buch zurück, wenn ich wollte, könnte ich es so lange behalten, bis ich es gelesen hätte. Nach einigen Stichproben fand ich, dass der Pater bemüht war, sich mit den Häckelschen Schriften auseinanderzusetzen und öfter auf sie hinwies. Ich hatte die Welträtsel von Häckel vordem schon einmal gelesen, besass sie jedoch nicht selbst. Woher schnell nehmen?

Da kam mir ein toller Einfall, den ich unter anderen Umständen nicht ausgeführt hätte, damals aber sofort ausführte. Ich setzte mich hin und schrieb an Professor Häckel in Jena, dem ich die Sache auseinandersetzte, und bat ihn, mir einige seiner Bücher zu leihen. Er tat dies bereitwilligst, was ich nicht erwartet hatte. Ich lasse sein Schreiben hier folgen.

Jena, den 10. Oktober 1907.

Geehrter Herr!

Ihrem Wunsche entsprechend, sende ich Ihnen beifolgend die vier meistgelesenen Bücher von mir. 1. Welträtsel, 2. Lebenswunder, 3. Natürliche Schöpfungsgeschichte, 4. Anthropogenie. Die beiden ersten können sie behalten und zu ihrer Verbreitung beitragen. Die beiden letzten erbitte ich nach einem halben Jahre (Ende April 1908) zurück: an das Zoologische Institut der Universität in Jena (unfrankiert).

Mit dem Wunsche, dass dadurch Ihre wissenschaftlichen Interessen gefördert werden, bleibe ich ergebenst Ihr Ernst Häckel.

Ich verwendete die Nächte dazu, um die Bücher zu studieren und mir Waffen gegen die Geistlichen zu schaffen. Es ging noch eine Zeitlang fort, bis sie endlich merkten, dass sie mich mit all ihrer Sophistik und Dialektik nicht unterzukriegen vermögen.

Bald darauf verliess ich Mettingen und kam nach Dresden, wo ich Zeit und Musse fand, die Häckelschen Bücher zu studieren mit aller Ruhe und Gründlichkeit.

Alsdann liess ich mich in der Plauenschen öffentlichen freien Bibliothek als Leser eintragen und begann hier weiterzulesen. In Dresden begann eben ein Kursus über Geschichte, dem später noch andere folgten. Sie wurden von der Vereinigung für Volksbildung und Kunstpflege veranstaltet. Ich wurde dort auf die einschlägige Literatur hingewiesen.

So las ich Mehrings „Geschichte der deutschen Sozialdemokratie", Friedr. Engels „Ursprung der Familie", Karl Marx' „Kapital", „Oekonomische Lehren" von Karl Kautsky, „Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft" u. a. m.

Ich lernte jetzt mehr System in meine Lektüre zu bringen.

Daneben versäumte ich die Dichter nicht. Gottfried Kellers „Grünen Heinrich" las ich mit viel Vergnügen; ebenso seine übrigen Werke.

Wilhelm Raabe, von dem ich vorher Bruchstücke zu lesen bekommen hatte, lernte ich hier vollständig kennen. Er ist mir sogar recht lieb geworden. Das ist nun freilich nicht alles, was ich seit vier Jahren, die ich in Dresden bin, gelesen habe, aber es ist das Wichtigste. Wichtiger jedoch ist für mich, dass ich gelernt habe, nicht planlos alles zu lesen, was einem zu Gesicht kommt, sondern systematisch an meiner Weiterbildung zu arbeiten und so nachzuholen, was die Schule versäumt hat an mir zu tun.

Ich hätte es vielleicht in dieser Beziehung schon weitergebracht, hätte ich von vornherein so verfahren können; jedoch fehlte es mir an Erfahrung. Dies wäre jedoch nicht schlimm, hätte ich jemand gehabt, der in der Lage gewesen wäre, mir mit seinem Rate zur Seite zu stehen. Ich hätte manchen Weg, der mich in die Irre führte, nicht erst betreten und viele Bücher, die zum Teil schädlich, und wenn auch das nicht, so doch ohne Wert sind, gar nicht gelesen.

Eins jedoch habe ich mir errungen: unterscheiden zu können zwischen Gut und Schlecht.

Mein Weg, den ich zurückgelegt habe, wird wohl derselbe sein, den viele aus dem Volke gehen. Sie mögen untereinander variieren, im Grunde sind es aber dieselben.

Während ein Teil zum Ziele gelangt, bleibt ein anderer Teil auf halbem Wege stehen oder verirrt sich ganz und gar. *Heinrich Holek.*

oo